

Beschreiben/Zersetzen: Dekonstruktion als Institutionskritik

MARTIN SAAR

Es gehört zu den Ironien der Rezeptionsgeschichte, dass das Werk von Jacques Derrida in vielen Kontexten emblematisch für etwas steht, wogegen es sich anfänglich gerichtet hatte: Wenige andere philosophische Theorien werden so hartnäckig auf ihren „Gründer“ bezogen, dem man eine strenge „Methode“ zuschreibt und der angeblich damit eine „Schule“ begründet habe. Solche Kategorisierungen sind einerseits verfehlt, ist doch die Kritik an den Mythen des Originären und der Fundierung einer der Hauptimpulse dekonstruktiven Denkens; es wird andererseits für das Fort- und Überleben dieses Denkens *nach* Derrida keine geringe Rolle spielen, mit welchem Erfolg es von den Primärtexten gelöst, wie es als Denkform reformuliert und ob es als eine inhaltlich bestimmte philosophische Position weitere Wirkungen entfalten kann.

In der innerphilosophischen Debatte haben sich bisher drei Themenfelder herausgebildet, in denen sich die Frage nach der Philosophie der Dekonstruktion vorrangig stellt. Erstens lassen sich ausgehend von den frühen Schriften Derridas zur Kritik des Strukturalismus und der Phänomenologie und von seinen Ansätzen zu einer zugleich poststrukturalistischen und postphänomenologischen Schrift- und Zeichentheorie viele seiner Interventionen als fundamentalphilosophische Beiträge zur Theorie der Sprache und der Bedeutung verstehen. Diese Versuche sind mit großer Plausibilität auf sowohl ihre transzentalphilosophischen und metaphysikkritischen Vorläufer bezogen worden; ihr systematisches Ziel könnte man als eine kritische Sprach- und Bedeutungstheorie beschreiben, die der notwendigen Kontingenz und Heteronomie von Sinnbildungsprozessen Rechnung trägt.¹

1 Rodolphe Gasché: *The Tain of the Mirror: Derrida and the Philosophy of Reflection*, Cambridge: Harvard University Press 1986; Christoph Menke: „Absolute Interrogation“ – Metaphysikkritik und Sinnsubversion bei Jacques Derrida“, in: Phi-

Zweitens haben sich, vor allem mit Bezug auf Derridas Schriften der 70er und 80er Jahre, Fragen nach dem Verhältnis von Philosophie und Ästhetik gestellt. Derridas (und Paul de Mans) eigenwillige Lektüre- und Interpretationspraxis schien das Modell eines eigentümlichen, nichtdisziplinären Lesens zu verkörpern, in dem sich sowohl das Philosophische literarischer Texte wie das Literarische philosophischer Schriften freilegen und subversiv gegen die Geltungspräventionen der Texte richten lassen. Diese Genrebüerschreitung destabilisiert auch die vermeintlichen Autonomieansprüche der grundlegenden kulturellen Institutionen, die sich um diese Teilungen herum gebildet haben: „Philosophie“ und „Wissenschaft“ auf der einen, „Kunst“ und „Literatur“ auf der anderen Seite.²

Drittens haben die Texte Derridas seit den späten 80er Jahren und vor allem seine Bücher zu Freundschaft, Gerechtigkeit und Souveränität eine enorm produktive Diskussion um den ethischen und politischen Standpunkt der Dekonstruktion ausgelöst. Hier stehen sich zum einen Deutungen gegenüber, die die so genannte „ethische Wende“ der Dekonstruktion als ein Bekenntnis zu ihren letzten Orientierungen (am Anderen und an der Gerechtigkeit) begrüßen und die Umrisse einer kompletten Moralphilosophie und Politiktheorie erkennen wollen, und zum anderen Interpretationen, die auf der relativen Unbestimmtheit von Derridas späten Überlegungen zur Politik und Moral bestehen, aus der sich wenig konkrete praktische und institutionelle Konsequenzen ergäben.³

Diese wichtigen philosophischen Fragestellungen sind interessanterweise von einer Perspektive entkoppelt, die für die – akademisch gesehen – außerphilosophische Rezeption der Dekonstruktion bis heute grundlegend gewesen ist, nämlich von der Vorstellung, dass sie eine eigentümliche und radikale Form der Kritik ist, die nicht nur philosophische Begriffe und Traditionen, sondern auch soziale Arrangements und Institutionen betrifft. Dass „Dekonstruktion“ inzwischen zu einer wenig trennscharfen, aber verbreiteten Bezeichnung für ein bestimmtes

losophisches Jahrbuch 97 (1990), S. 351-366; Richard Rorty: „Is Derrida a Quasi-Trancendental Philosopher?“, in: Contemporary Literature 36 (1995), S. 173-200; Samuel C. Wheeler III: Deconstruction as Analytic Philosophy, Stanford: Stanford University Press 2000.

2 Richard Rorty: „Philosophy as a Kind of Writing: An Essay on Derrida (1978)“, in: ders., Consequences of Pragmatism (Essays: 1972-1980), Minneapolis: University of Minnesota Press 1982, S. 90-109; Albrecht Wellmer: Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985; Christoph Menke: Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991.

3 Simon Critchley: The Ethics of Deconstruction: Derrida & Levinas, Oxford: Blackwell 1992; Andreas Niederberger: „Zwischen Ethik und Kosmopolitik: Gibt es eine politische Philosophie in den Schriften Jacques Derridas?“, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 27 (2002), S. 149-170; Thorsten Bonacker: „Jacques Derrida: Die politische Theorie der Dekonstruktion“, in: André Brodbeck/Gary S. Schaal (Hg.), Politische Theorien der Gegenwart II, Opladen: Westdeutscher Verlag (UTB) 2001, S. 129-159.

Verfahren der Kritik verwendet wird, ist ein Symptom für dieses weitere Verständnis, das den engeren philosophischen Kontext verlassen hat.

Im Folgenden soll diese Perspektive auf Dekonstruktion als Kritik durch einige Überlegungen unterstützt werden, die einerseits von der spezifischen philosophischen Form dieser Kritik ausgehen, andererseits aber ihr Objekt generell bestimmen. So könnte verständlich werden, wieso Dekonstruktion ein attraktives Theorieangebot für Theorieströmungen wie die feministische Theorie, die Queer Theory und die Critical Legal Studies werden konnte, die sich nicht um im engeren Sinne philosophische Fragestellungen organisieren, sondern um Strukturen und Prozesse der sozialen Welt, die von Hierarchien und Macht geprägt sind. Zur kritischen Beschreibung solcher Phänomene trägt die Dekonstruktion als Denkform nicht unbedingt deswegen bei, weil sie auf die interne Normativität und Überschüssigkeit von philosophischen Grundbegriffen hinweist;⁴ sie kann vielmehr eine hilfreiche Analyse der begrifflichen Organisation sozialer Geltungen und Normen vornehmen, indem sie freilegt, auf welchen faktisch getroffenen Grundunterscheidungen und Codes soziale Wertungen und Hierarchisierungen beruhen.

Dekonstruktion beschreibt in dieser Deutung ganz allgemein Unterscheidungen, die einen Unterschied machen, und ihre sozialtheoretisch folgenreiche philosophische Unterstellung ist es, dass sich in diese Unterscheidungen auf kontingente Weise Macht und Asymmetrie einschreibt. Bestimmte Formen der Macht beruhen gerade auf der Etablierung von Normensystemen und evaluativen Dichotomien, wie sie die philosophische Bedeutungsanalyse aufdecken kann. Soziale Herrschaft beruht (immer auch) auf Codierungen und Begriffskonstruktionen, die Wert gegen Unwert setzen. Eine destabilisierende Analyse solcher Komplexe ist Kritik im doppelten Sinn: Sie entnaturalisiert die vermeintliche Neutralität der Begriffe, und sie verweist auf die sozialen Folgen der getroffenen Unterscheidungen. Dekonstruktion thematisiert somit den Zusammenhang von Sinn, Institutionalität und Macht. Sie ist eine Art von allgemeiner Sinnkritik, aber zugleich eine Kritik von spezifischen Institutionen des Sinns, die verdeckte Ausschlüsse und uneingestandene Verwerfungen generieren.

Eine solche Deutung rückt Dekonstruktion als Verfahren näher an bestimmte ideologiekritische, soziologische und machtanalytische Methoden als an andere fundamentalphilosophische Programme. Sie kann aber deutlicher erläutern, wieso in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Rezeption Derrida neben und zugleich mit Bourdieu und Foucault verarbeitet wird; sie kann auch plausibel machen, wieso der beständige Rekurs auf Marx und den Marxismus und auf die materialistische Tradition eine Konstante in der Theoriegeschichte der Dekonstruktion ist. Eine solche Interpretation, deren Grundlinien hier anhand der Stichworte

4 Andrea Kern/Christoph Menke: „Einleitung: Dekonstruktion als Philosophie“, in: dies. (Hg.), Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002, S. 7-14.

Sinnstrukturen (1.), Sinninstitutionen (2.) und Sinnpolitik (3.) nur skizziert werden soll, kann nicht nur die Anschlussfähigkeit an sozialkritische und politische Debatten herstellen, sondern auch ein „rein philosophisches“, theoretizistisches Verständnis umgehen, demzufolge die Dekonstruktion nichts zum Verhältnis von Theorie und Praxis oder von Philosophie und Politik zu sagen hätte.

1. Sinnstrukturen

Im Rahmen einer der exoterischeren Erläuterungen der „*allgemeine[n] Strategie der Dekonstruktion*“ in einem frühen Interview gibt Derrida eine der zugänglichsten Beschreibungen seines Vorgehens, wie es in den frühen Texten (v. a. in *Die Stimme und das Phänomen* und *Die Schrift und die Differenz*) zur Anwendung kam.⁵ Dekonstruktion bezieht sich demnach kritisch auf die zentralen metaphysischen Konzepte der philosophischen Tradition und ihre Gegensatzpaare (wahr/unwahr, Wesen/Schein, göttlich/menschlich), aber sie negiert sie nicht; sie muss es „vermeiden, die binären Gegensätze der Metaphysik einfach nur zu neutralisieren, wie auch, sich einfach in dem geschlossenen Feld dieser Gegensätze anzusiedeln und sie damit zu bestätigen“.⁶ Jenseits der Alternative zwischen negierender Neutralisierung und interner Affirmation liegt die dekonstruktive „doppelte Geste“, die einerseits im Innern eines gegebenen Begriffsfeldes bleibt, aber andererseits aus ihrem Innern heraus etwas in Bewegung setzt, was aus ihm hinaus treibt und einen „Abstand“ [écart] erzeugt und sichtbar werden lässt, der nicht mehr mit den gegebenen Begriffen zu fassen ist.

Die Notwendigkeit einer methodisch herbeigeführten „Phase des Umbruchs“, der Destabilisierung von Begriffsgegensätzen, kennzeichnet Derrida in deutlichen Worten: Man muss „anerkennen, daß man es bei einem klassischen philosophischen Gegensatz nicht mit der friedlichen Koexistenz eines *Vis-à-Vis*, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun hat. Einer der beiden Ausdrücke beherrscht (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm. Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen. [...] Die Notwendigkeit dieser Phase ist strukturbedingt und erfordert eine unaufhörliche Analyse: denn die Hierarchie des dualen Gegensatzes stellt sich immer wieder her.“⁷ An diesen Formulierungen überrascht die kämpferische Metaphorik, die Begriffsverhältnisse letztlich als Gewaltverhältnisse kennzeichnet, und ihr Status ist sicher ebenso mehrdeutig wie Derridas analoge These von der Verwobenheit von Metaphysik und Gewalt in

5 Jacques Derrida: „Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houbinne, Guy Scarpetta (1971)“, in: ders., Positionen. Gespräche mit Henry Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houbinne, Guy Scarpetta, Wien: Passagen-Verlag 1986, S. 83-184, hier: S. 87.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 87f.

seiner frühen Lektüre der Texte von Emmanuel Levinas.⁸ Es ist aber auch deutlich, dass Derrida solche Thesen von der Gewaltförmigkeit von Sinnstrukturen oder von der „Konfliktgeladenheit der *differance*“ als notwendige Folge einer kritischen Lektüre der bedeutungstheoretischen Tradition (von Hegel bis Saussure) versteht.⁹ „Gewalt“ und „Hierarchie“ sind ganz allgemein Kennzeichen von Sinnentstehung und Sinnstabilisierung, da sie auf künstliche Weise ordnende Ruhe in die Dynamik und Kontingenz des Sprechens und Schreibens bringen und sich der „Text im allgemeinen [...] nie von einem Referenten im klassischen Sinn, von einem Ding oder einem transzendentalen Signifikanten, [der] die gesamte Bewegung regeln würde, bestimmen lässt“.¹⁰

Die Kräfte, die hinter der Gewalt des Sinns stehen, sind hier also zunächst keine äußeren, sozialen Faktoren, sondern interne Beziehungen zwischen Zeichen, Bedeutungen und Bedeutungsfeldern. Derridas Konzeptualisierung eines wesentlichen Verhältnisses zwischen Sinn und Kraft ist also zunächst wenig mehr als eine Interpretation der saussureschen Vorstellung von der Differentialität von bedeutungserzeugenden Zeichen: Erst die Absetzung, das Machen eines sichtbaren, wiederholbaren Unterschieds erzeugt eine Art von Sinn, der sich in der Wiederholung stabilisieren kann; aber anders als Saussure und der Mainstream der strukturalistischen Sprachtheorie insistiert Derrida auf der unaufhebbaren Dynamik des Aktes, des Unterschied-Setzens und der Spur der Kontingenz, die in jedem solchen Akt liegt.¹¹ Weil sich diese Spur der Kontingenz nie ganz auslöschen lässt, wird jeder Text, der in scheinbar wohlgeordneten Begriffshierarchien organisiert ist, Bruchstellen und semantische Symptome ausbilden, denen eine dekonstruktive Lektüre nachspüren kann. Das Sichtbarmachen dessen, was sich nicht in den Rahmen des hierarchischen Gegensatzes einpasst, weist auf Elemente des metaphysischen Textes hin, die „nicht mehr innerhalb des philosophischen (binären) Gegensatzes verstanden werden können und ihm dennoch innewohnen, ihm widerstehen, ihn desorganisieren, aber ohne jemals einen dritten Ausdruck zu bilden“.¹²

Auch diese Vorstellung ist gegen das (vulgär-)strukturalistische Bild eines vollständig in ordentlichen Binärstrukturen organisierten Ganzen gerichtet, aber sie bleibt gleichwohl eine strukturelle. Sie führt nur in das Bild von der Sprache als Struktur neue, dynamische Faktoren ein und verflüssigt und verzeitlicht es. Die vielen Begriffe, die Derrida neben *differance* für diese Quasi-Strukturen gebildet hat (Unentscheidbares, *dissémination*, Supplement, etc.), verweisen auf die

8 Jacques Derrida: „Gewalt und Metaphysik. Essay über das Denken Emmanuel Levinas“ (1964), in: ders., Die Schrift und die Differenz, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1972, S. 121-235.

9 J. Derrida: „Positionen“, S. 93.

10 Ebd.

11 Zur Saussure-Kritik vgl. Jacques Derrida: Grammatologie (1967), Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, S. 53ff.

12 J. Derrida: „Positionen“, S. 90.

Tiefendynamik und Tiefenagonalität jeder Sinnbildung, deren Negativität und Effekte in einem Text nicht „aufgehoben“ oder beruhigt, sondern aufbewahrt werden. In einem gewissen Sinne verbindet sich hier ein bedeutungstheoretisches mit einem psychoanalytischen Motiv: Sinnbildung qua Hierarchisierung von Gegensätzen bleibt nie ohne Rest, der latent fortwirkt und jederzeit zu einem (in der dekonstruktiven Lektüre manifest werdenden) Symptom werden kann. Auch dies ist eine strukturelle These über den dynamischen Verlauf von Bedeutungsproduktion: Sie verbirgt und vergisst ihre eigene Geschichte und wird sie doch nicht los.¹³

Diese hier nur grob referierten Grundzüge von Derridas Theorie des allgemeinen Textes und der Schrift können zumindest Hinweise dafür geben, was für die Dekonstruktion als Lektürepraxis auf dem Spiel steht. Wenn man davon ausgeht, dass sprachliche und textliche Bedeutungsproduktion im allgemeinen nach dem Modus hierarchisierender und differentieller Begriffsbildung verfährt, kann eine weder nicht-affirmative noch nicht-negierende Lektüre in ein begriffliches Feld nur intervenieren, wenn sie die ursprünglichen Widersprüchlichkeiten und Kontingenzen des schon eingerichteten Sinns gegen ihn mobilisiert. Dies ist der Zweck der „doppelten Geste“: eine Begriffsopposition „umstürzen und zugleich den Abstand kennzeichnen“.¹⁴ Das kann nur heißen, dass zwischen den beiden aufeinander bezogenen Polen eines Begriffspaares mehr liegt als ihr bloßer semantischer Unterschied; der „Abstand“ bezeichnet auch die kontingenten Wertigkeiten, die in eine Begriffsverwendung eingehen und die später nicht mehr sichtbar sind. Auf diesen „Abstand“ hinzuweisen kann also keine rein synchrone Operation sein, sie muss eine Verzeitlichung enthalten, weil sie die hierarchisierten Begriffsfelder wieder auf den kontingenten Moment ihrer Einführung zurückführt.

Diese Operation ist in dem ersten und vorläufigen Sinn kritisch, dass sie uneingestandene Hierarchien benennt und markiert und deren Zustandekommen aus dem nichthierarchischen „allgemeinen Text“ genetisch sichtbar werden lässt: „So einen allgemeinen Text gibt es überall dort (das heißt überall), wo dieser Diskurs und seine Ordnung (Wesen, Sinn, Wahrheit, Bedeutung, Bewußtsein, Vorstellung, usw.) überschritten werden, das heißt wo ihre Autorität wieder in die Stellung eines *Zeichens* (*marque*) in der Kette zurückversetzt wird, einer Kette, in bezug auf die er sich strukturbedingt in der Illusion befindet, sie bestimmen zu wollen oder das zu glauben. [...] Seine Schrift hat übrigens keine äußere Grenze, nur die einer gewissen *Wiederbezeichnung* (*re-marque*). [...] Man muß sie in ihrer Spezifität und, wenn Sie so wollen, mit neuem Aufwand untersuchen, in der Spezifität ihrer ‚Geschichte‘ und in ihrer Verknüpftheit mit den anderen ‚historischen‘ Feldern des allgemeinen Textes“.¹⁵

13 Vgl. ebd., S. 156-167.

14 Ebd., S. 120.

15 Ebd., S. 120f.

Diese komplexe Operation der Rückführung einer Begriffsbildung in den noch ungeregelten „allgemeinen Text“ ist Sinnkritik, weil sie die nur angemalte Autorität und Natürlichkeit eines immer nur auf eine gewisse Weise eingesetzten Sinns offen legt. Sie ist De-Strukturierung des Sinns, da sie die Einsetzung und Aufrechterhaltung von Sinn ausstellt, ohne die er nicht existieren würde. Eine solche Operation bleibt in der Tat zugleich im Innern eines begrifflichen Feldes, dessen Elemente sie beschreibt, und überschreitet es auf die Kräfte hin, die auf es und ihn ihm wirken. Weil diese aber Elemente der „Praxis“ oder des „Diskurses“ sind, wird die Ebene der reinen Strukturen des Sinns verlassen: Zum Sinn der Begriffe gehören auch die Kontexte und die Geschichte ihrer Verwendungen.

2. Sinninstitutionen

Schon dieses erste Motiv einer alternativen Erläuterung von Sprache und Sinnbildung ist in einem gewissen Sinn kritisch. Denn das dekonstruktive Verständnis des Sprachgeschehens kann offensichtlich nicht ohne Konsequenzen für Theorien des Verstehens und Interpretierens bleiben; und es ist diese fundamentale Opposition der Dekonstruktion gegen allzu harmonische und totalisierende Sprach- und Dialogphilosophien, die zu fruchtbaren Rekonstruktionen und Weiterführungen geführt hat.¹⁶ In eine verwandte, aber andere Richtung führt allerdings ein weiteres Element des derridaschen Denkens, und mit seiner Hilfe lässt sich die Brücke zu den politischen Fragen einfacher schlagen: die Rahmungen und Ordnungen des Sinns. Denn die Dynamik und Heterogenität des sprachlichen Geschehens auf der Ebene des noch ungebändigten „allgemeinen Texts“ tritt nie direkt zutage, sondern nur als Bruchstelle und Grenzphänomen im Rahmen jeweils geordneter Texte und Bereiche, als Unordnung im Rahmen einer Ordnung. Die kritische Pointe ist auch hier zunächst eine rein sprach- oder bedeutungstheoretische: Sinn hängt von Ordnungen des Sinns ab und kann damit keine „autonome“ Stiftung eines kompetenten Sprechers oder Schreibers oder eines innovativen Werks oder Textes sein. Die dekonstruktive Perspektive verlässt aber die Ebene des rein individuellen Sprechens, Schreibens und Verstehens, indem sie nach allgemeineren Strukturen des „Textes“ fragt und damit Ordnungen und Institutionen der Interpretationen aufspürt, die die Bedingungen und Bedingtheiten der individuellen sprachlichen Vollzüge ausmachen.¹⁷

16 Ch. Menke: Die Souveränität der Kunst; Ruth Sonderegger: Für eine Ästhetik des Spiels. Hermeneutik, Dekonstruktion und der Eigensinn der Kunst, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000; Fabian Störmer: Hermeneutik und Dekonstruktion der Erinnerung. Über Gadamer, Derrida und Hölderlin, Paderborn, München: Wilhelm Fink Verlag 2002.

17 Vgl. Samuel Weber: Institution and Interpretation, Minneapolis: University of Minnesota Press 1987, S. xivf. u. 8-10.

Wenn man Institutionen ganz allgemein als einen etablierten und regelhaften Zusammenhang von Wissen und Handeln versteht, ist auch eine Form der Lektüre, ist auch die Dekonstruktion nicht frei von institutionellen Eigenschaften. Derrida kann dies auch leicht zugeben: „Die Dekonstruktion, die sich zunächst als Dekonstruktion dieser Oppositionen [wie zwischen Sinnlichem und Intelligiblem, Phainomenon und Noumenon, innerem Phänomen und äußerem Phänomen, etc.] vollzieht, betrifft also bald schon ebenso und ebenso radikal die institutionellen Strukturen, die auf solchen Oppositionen gründen. Die Dekonstruktion ist eine institutionelle Praktik, für die der Institutionenbegriff ein Problem bleibt.“¹⁸ Institutionalität muss ein „Problem“ für die dekonstruktive Analyse von Oppositionssystemen sein, weil sie Folgen hat, nämlich zu Grenzziehungen, Exklusionen und Kategorisierungen führt, die dann, einmal eingeführt (d. h. „institutionalisiert“), weitere Effekte auf einer höheren Komplexitätsstufe und mit höherer Stabilität zeitigen.

Das verbindende Glied zwischen Interpretation (oder Sinn) und Institution ist genau diese formale Struktur: Identitätsbildungen durch Differenzen herzustellen. Denn so wie sich – nach dem strukturalistischen Bild – der Sinn eines Zeichens durch Abgrenzungen und (semantische) Ausschließungen ergibt, ergibt sich die Form und Stabilität einer Institution durch ihre systematische Prozessierung von Einschluss und Ausschluss, d. h. durch Bestimmung dessen, welche Personen, Objekte und Handlungen zu einem gegebenen Zeitpunkt Teil dieser Institution sind und welche nicht. Gegen deterministische Vorstellungen dieser Prozesse legt Derrida Einspruch ein: Seine Kritik am strukturalistischen Formalismus weist die Unabgeschlossenheit, das Spiel und die Unbestimmbarkeit als wesentliche Elemente jeder Sinnproduktion auf; und seine Kritik an zu starren Bildern von Institutionen als einmal in Gang gesetzten Regelwerken beharrt auf der Brüchigkeit und Unvorhersehbarkeit im Innern des etablierten Zusammenhangs.¹⁹ Dieses Insistieren auf der radikalen Kontingenz des Sinns und der Institution beruht wiederum auf analogen Überlegungen: Eine statische Perspektive, wie man sie dem Strukturalismus zuschreiben kann, sähe nur den geltenden Sinn und die etablierte Institution, sie vergäße die vielfältigen und heterogenen Prozesse ihrer Einsetzung und Einführung, deren Spuren sich aber nie verwischen lassen und die als Symptome im Text und im institutionellen Zusammenhang jederzeit auftreten können und von der dekonstruktiven Lektüre generiert werden können. Eine harmonistische Perspektive, wie man sie der Hermeneutik und jeder Form von Traditionalismus zuschreiben kann, sähe im Geltenden und Bestehenden nur das Ergebnis zwangloser Übereinkünfte und Verständigungen und nicht das Produkt von gewaltsamen, d. h. verdrängenden und ausschließenden

18 Jacques Derrida: Privileg. Vom Recht auf Philosophie I (1990), Wien: Passagen-Verlag 2004, S. 103.

19 Vgl. Jacques Derrida: „Signatur Ereignis Kontext (1972)“, in: ders., Randgänge der Philosophie, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 291-314.

Durchsetzungsprozessen, deren Spur als interne „Konfliktgeladenheit“ (s. o.) im Innern der Bedeutungen und Institutionen bestehen bleibt.

Die dekonstruktive Sinn- und Institutionskritik besteht also zum einen auf einer analogen methodischen Operation der radikalen Verflüssigung und Verzeitlichung: Sinnkonstitution wird über die immer notwendigerweise unvollständigen Akte der Konstituierung, Institution über die immer notwendigerweise risikanten Akte der Institutionalisierung erläutert. Zum anderen erläutert die dekonstruktive Analyse aber auch den Zusammenhang zwischen Sinn und Institution: Bedeutungsproduktionen sind selbst von „Institutionen der Interpretation“ abhängig; und Institutionen brauchen als Elemente ihres Funktionierens wiederholbare Unterscheidungen, Grenzziehungen und Codierungen, die sich zu höherstufigen Operationen der institutionellen Identitätsbildung verketten und verstetigen lassen.²⁰ Aus solchen Überlegungen lassen sich die Grundzüge einer dekonstruktiven Theorie des Institutionellen gewinnen, die in der konkreten Beschreibung und Kritik bestehender Institutionen folgenreich ist. Ein theoretisches Zersetzen institutioneller Zusammenhänge ist sie in dem einfachen Sinne, dass sie eine Einheit in ihre Funktionselemente zergliedert und damit die vermeintlich ideale Institution als einen Komplex von ideellen (oder diskursiven) und materiellen (oder technologischen/medialen und sozialen) Elementen sichtbar werden lässt. Eine Institution erscheint so als ein Mechanismus einer vorwährend durchgesetzten Sinnhaftigkeit, eine dekonstruktive Analyse einer Institution ist die Darstellung und Kritik eines zwangsbewehrten Sinnkomplexes.

Derridas folgenreichstes Beispiel für eine solche Analyse ist das Recht, wie er es in seinem Buch *Gesetzeskraft* darstellt. Sie verweist einmal auf seinen internen Zusammenhang mit den kontingenten und intern gewaltförmigen Prozessen der Rechtssetzung und -gründung, von denen es unablässbar abhängig bleibt; sie deckt aber auch die unauflösliche Beziehung zwischen Recht und Gerechtigkeit als der „Beziehung zum anderen“ auf.²¹ In beide Richtungen wurden die

20 Auf diesen Motiven beruht auch die Nähe zur systemtheoretischen Beschreibung von formalen Operationen. Vgl. Niklas Luhmann: „Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung (1995)“, in: ders., *Aufsätze und Reden*, hg. v. Oliver Jahraus, Stuttgart: Reclam 2001, S. 262–296; Urs Stäheli: *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*, Weilerswist: Velbrück 2000.

21 Jacques Derrida: *Gesetzeskraft. Der ‚mystische Grund der Autorität‘* (1990), Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 45. Mit der Formel „die Beziehung zum Anderen – das heißt die Gerechtigkeit“ zitiert Derrida die „Definition“ von Emmanuel Levinas („la relation avec autrui – c'est-à-dire la justice“, vgl. Emmanuel Levinas: *Totalité et infini: essai sur l'extériorité* [1961], Paris: LGF 1974, S. 62). Zu wichtigen Kommentaren zu diesen Überlegungen vgl. Cornelia Vismann: „Das Gesetz ,DER Dekonstruktion‘“, in: *Rechtshistorisches Journal* 11 (1992), S. 250–264; Christoph Menke: „Können und Glauben. Die Möglichkeit der Gerechtigkeit“, in: ders./A. Kern (Hg.), *Philosophie der Dekonstruktion*, S. 243–263 und die Beiträge in Anselm Haverkamp (Hg.): *Gewalt und Gerechtigkeit: Derrida – Benjamin*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994.

Vorschläge Derridas in diesem einflussreichsten Buch seiner letzten Schaffensphase fortentwickelt: einmal in Richtung einer Medientheorie des Rechts als einer Theorie der technologisch-materiellen Voraussetzung der Rechtsinstitution, dann aber auch in Richtung einer ethisch-moralischen Befragung der Idealität des Rechts.²² Diese Fortführungen erfüllen nach der hier vorgeschlagenen Interpretation auf mustergültige Weise das Profil eines dekonstruktiven Institutionenkens; sie sind Analysen und Kritiken von Unterscheidungen (zwischen Recht und Unrecht, Recht und Gewalt, Recht und Gerechtigkeit), die einen Unterschied machen in einer sozialen Welt, in der bestimmte Sinnstiftungen etabliert und durch eine Vielzahl medialer und sozialer Arrangements auf Dauer gestellt sind. Denn die Welt, in der es Recht (und Richter, Gerichte, Polizei und Gefängnisse) „gibt“, ist eine Welt, die bevölkert ist von rechtlichen Tätern, Tatsachen und Tatbeständen. Eine „Dekonstruktion des Rechts“ betrifft also die Tiefengrammatik einer sozialen Wirklichkeit, in der der rechtliche Code zugleich vorausgesetzt und immer wieder neu durch rechtliches Handeln erzeugt wird.

Die Prominenz des Rechts in der Diskussion der letzten Jahre kann allerdings leicht verdecken, dass es nur ein Fall von vielen ist, dem zwar eine herausragende Rolle, aber keine Funktion als zentraler Bezugspunkt oder gar Grund aller anderen Unterscheidungen zukommt. Dass Staat, Demokratie, Souveränität, Gastfreundschaft, Gemeinschaft und sogar Staatsbürgerschaft in den letzten Schriften Derridas eine prominente Rolle eingenommen haben, ist so eine folgerichtige Entwicklung und auch ein Anzeichen dafür, in welche Richtung sich zukünftige Forschungen entwickeln könnten.²³ Ihre spezifische Form erhalten solche Analysen aber durch ihre methodischen Prämissen: die Institutionen von ihrer begrifflichen Struktur, von ihren Grundunterscheidungen und von den Effekten ihrer Durchsetzung her zu betrachten. Damit bleibt diese Art der Beschreibung „theoretisch“ oder „philosophisch“, da sie – gegen jeden Soziologismus – den notwendigerweise begrifflichen, diskursiven Kern sozialer Interaktionen benennt: Ohne die Idee und ein Verständnis des Rechts, der Wahrheit, der Identität würden keine sinnvoll verketteten Handlungen stattfinden. Zugleich ist aber die Kehrseite dieser philosophischen Beschreibung eine Aufmerksamkeit auf die materiellen und sozialen Voraussetzungen der Einrichtung und Aufrechterhaltung wirksamer Unterscheidungen, d. h. auf die ganz konkreten wiederholten Handlungen in durch Macht und Technologien abgesicherten Kontexten, die den Bedeutungen Dauer und Wirksamkeit verleihen. Nur im Zusammenspiel beider Register ergibt sich ein schlagkräftiges analytisches Instrument, das weder – wie die reduktiven Varianten der Ideologiekritik – die Ideen über die menschliche Praxis zu einer Funktion ihrer materiellen Voraussetzungen macht, noch – wie jede

22 Vgl. Cornelia Vismann: *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 2000; Drucilla Cornell: *Beyond Accommodation: Ethical Feminism, Deconstruction, and the Law*, London, New York: Routledge 1991.

23 Vgl. die Beiträge von Oliver Flügel, Andreas Niederberger, Dirk Quadflieg und Markus Wolf im vorliegenden Band.

„idealistische“ Position – die absolute Autonomie der Werte und Begriffe behaupten muss. Beschreiben und Problematisieren lassen sich so der spannungsreiche *Zusammenhang* von Norm und Macht. Das Vermächtnis Derridas für die sozialphilosophischen Fragen besteht in der Denkbarkeit einer solchen doppelten, internen Kritik derjenigen Institutionen, ohne die wir heute längst nicht mehr leben können und deren Fundamente doch der Neuverhandlung bedürfen.

3. Sinnpolitik

Wenn es sinnvoll ist, die methodische Grundoperation der Dekonstruktion als eine Form der Sinnkritik zu beschreiben, die sich mit einer Analyse der vielfältigen „Institutionen des Sinns“ verbindet, kann der Vorwurf, sie beschränke sich nur auf Textualität, nicht zutreffen. Denn die Einbeziehung der Institutionalität und Institutionalisiertheit des Sinns versucht gerade, diejenigen Voraussetzungen, Rahmungen und Ordnungen als interne Elemente von Sinnhaftigkeit auszuweisen, die selbst nicht mehr auf der Ebene des expliziten Texts auftauchen, sondern seinen uneingestandenen Subtext bilden. Nur so kann die Macht der begrifflichen Oppositionen mit der Macht, die sie stützen, in Verbindung gebracht werden. In diesem Sinne ist Dekonstruktion eine Form radikalisierte Ideologiekritik, d. h. eine Kritik an Begriffen *und* an den sozialen Voraussetzungen und Folgen bestimmter begrifflicher Unterscheidungen, die über die Behauptung einer bloßen Ableitungsbeziehung hinausgeht.²⁴ Denn die Dekonstruktion einer begrifflichen Opposition zerstört diese nicht als einen „falschen“ Gegensatz, dem sich ein richtigeres Verhältnis entgegensetzen ließe, sondern sie erkennt die Gewaltförderlichkeit in der spezifischen, kontingenaten Form des Gegensatzes, den man – unter bestimmten Umständen – nicht einfach *nicht* treffen, einfach aussetzen kann, den man aber nicht so treffen muss, wie es bisher in seiner durchgesetzten Form geschieht. Dieses Aufschließen einer scheinbar fixierten Beziehung ist eine Eröffnung von neuen Möglichkeiten des Sprechens und Handelns und verweist damit auf einen Horizont ethischer und politischer Entscheidungen.

Es erstaunt nicht, dass sich diese Art zu denken als besonders fruchtbare Theorieangebot für ein Feld dargestellt hat, in dem es tatsächlich in erster Linie um folgenreiche soziale Unterscheidungen geht. Die feministische Infragestellung der Geschlechterhierarchisierungen ist auf eine gewisse Weise immer schon Arbeit an der Mächtigkeit und den Konsequenzen einer grundlegenden Unterscheidung gewesen. Das Besondere der Geschlechterunterscheidung ist es allerdings, einen unmittelbaren Effekt auf Identitäten zu haben, da sie direkt eine Teilung und Einordnung von Subjekten vornimmt. In diesem Fall ist es also besonders offensichtlich, wie sich eine kategoriale oder begriffliche (und im weitesten

24 Drucilla Cornell: *The Philosophy of the Limit*, London, New York: Routledge 1992, S. 174f.

Sinn „metaphysische“) Unterscheidung an eine soziale Praxis der unterschiedlichen Behandlung und damit an eine differentielle Praxis koppelt. Für kaum eine andere Einteilung ist so offensichtlich, dass ihre begriffliche und ihre sozial-institutionelle Seite in einem verstärkenden Sinne interagieren, dass historisch gesehen der immer naturalisierende Diskurs über den Geschlechterunterschied einerseits Legitimationshintergrund für die Ungleichbehandlung war, andererseits die jeweiligen Theorien über die Geschlechter nur im Kontext schon längst eingespielter sozialer Ungleichheiten entstehen konnten.²⁵

Eine solche Konstellation einer zugleich gedachten und gelebten Teilung und Hierarchisierung ist das vornehmliche Objekt einer Dekonstruktion oder dekonstruktiven Kritik im hier vorgeschlagenen Verständnis; deshalb ist es kein Wunder, dass die Rezeption der Schriften Derridas im Kontext der feministischen Theoriebildung schon so früh eingesetzt hat und sich auf eine solche differenziertere und produktive Weise entwickelt hat. Denn für die Beschreibung und Analyse der Logik der zugleich begrifflichen wie sozialen Teilung bietet sich der dekonstruktive Ansatzpunkt an der Form der Begriffsopposition ebenso an wie die Zersetzung einer vermeintlichen Symmetrie durch den Hinweis auf ihren Ausschluss- und Hierarchiecharakter: „Fixed oppositions conceal the heterogeneity of either category, the extent to which terms presented as oppositional are interdependent – that is, derive their meaning from internally established contrast rather than from some inherent antithesis. Furthermore, the interdependence is usually hierarchical, with one term dominant, prior, and visible, and the opposite subordinate, secondary, and often absent or invisible.“²⁶ Wenn sich eine solche Konstellation auffinden lässt, ist schon eine Beschreibung dieser Struktur eine kritische Intervention, denn die vermeintliche „Unabhängigkeit“ und Gleichgeordnetheit der beiden Begriffspole untereinander kann als scheinhaft zurückgewiesen werden. Der vermeintlich natürliche Unterschied lässt sich als von sozialen Ungleichheiten kontaminiert erkennen, und der Streit um neue Fassungen des Unterschieds kann beginnen: „Contests about meaning involve the introduction of new oppositions, the reversal of hierarchies, the attempt to expose repressed terms to challenge the natural status of seemingly dichotomous pairs, and to expose their interdependence and internal instability.“²⁷ Eine solche Dekonstruktion wird durch die „Unterminierung“ und Auflösung einer starren Begriffsopposition in eine komplexe Differenz dazu führen, dass der Unterschied aufhört, ein fraglos regulierendes Prinzip zu sein.²⁸

25 Zur Ideen- und Theoriegeschichte vgl. Ina Kerner: Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus, Dissertation, FU Berlin 2006, Kap. 3.

26 Joan Scott: Gender and the Politics of History, New York: Columbia University Press 1987, S. 7.

27 Ebd.

28 Jacques Derrida: „Women in the Beehive: A Seminar (1984)“, in: Alice Jardin/Paul Smith (Hg.), Men in Feminism, London, New York: Routledge 1987, S. 189–203, hier: S. 198.

Die spezifische Position der feministischen und queeren Theoriebildung im Rahmen nicht nur akademischer, sondern auch praktisch-politischer Zielsetzungen konnte diesen Strang der Rezeption der Dekonstruktion auch davor bewahren, die dekonstruktive Arbeit an den metaphysischen Begriffen als rein philosophisches Projekt zu verstehen. Denn im Falle des Geschlechterunterschieds liegt es zu offen zutage, dass eine „Umkehrung der Hierarchien“ zugleich eine theoretische und eine praktische Dimension hat. Die begrifflichen Unterscheidungen sind nur stabil auf der Grundlage zahlloser Akte und Rituale, die diesen Unterschieden eine soziale Realität geben oder sie in die Wirklichkeit von Identitäten und Institutionen dauerhaft einschreiben. Diese Vorstellung von der Performativität der vermeintlich biologisch begründeten Geschlechtsidentität wirft die Geschlechterhierarchien nicht um, aber sie destabilisiert und entnaturalisiert ihre Grundlage: „Denn eine Voraussetzung in Frage zu stellen ist nicht dasselbe, wie sie einfach abzuschaffen. Vielmehr geht es darum, sie aus ihrem metaphysischen Gehäuse zu befreien, um ganz unterschiedliche politische Ziele zu besetzen und zu verfolgen“.²⁹ Ein solcher Versuch, „den Signifikanten zu mobilisieren und in den Dienst einer anders gearteten Produktion zu stellen“,³⁰ bleibt Sinnkritik, aber sie muss sich mit dem Projekt einer sozialen Transformation derjenigen Institutionen verbinden, die das stützende Umfeld und die Aufrechterhaltungsressourcen für die bisher eingerichtete Sinnstiftung darstellen. Ein solches Projekt ist notwendigerweise eine kollektive, politische Unternehmung; und die allgemeinste Bedeutung einer „Politik der Dekonstruktion“ könnte genau dies sein: die Politisierung und Problematisierung von individuell und kollektiv folgenreichen, in Identitäten und Institutionen verkörperten Unterscheidungen.

Diese knappen Bemerkungen zu einer eminent politischen Theorietradition, die sich fruchtbar auf Derrida bezogen hat und viele seiner Überlegungen produktiv weiterentwickelt hat, sind nur als Hinweis gemeint, wie sich das dekonstruktive Programm einer Sinn- und Institutionskritik konkretisieren kann, ohne auf im engeren Sinn philosophische Fragestellungen begrenzt zu sein. Denn die hier skizzierte „Anwendung“ des dekonstruktiven Kritikmodus beginnt zwar bei den philosophischen Perspektiven, die ganz zu Anfang des vorliegenden Textes genannt wurden und bezieht sie doch auf im weitesten Sinne sozialtheoretische und politische Phänomene: Sie geht von den bedeutungstheoretischen Vorschlägen aus und untersucht von dort aus diejenigen Kategorien, denen eine besondere soziale Bedeutung zukommt; sie entgrenzt die vermeintliche Autonomie von Geltungs- und Praxissphären und weist die Verwobenheit von theoretischen Be-

29 Judith Butler: „Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: dies./Seyla Benhabib/Nancy Fraser/Drucilla Cornell: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 1993, S. 31-58, hier: S. 52.

30 Ebd., S. 53. Vgl. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 190-208, und zuletzt dies: „The Question of Social Transformation“, in: dies., *Undoing Gender*, London, New York: Routledge 2004, S. 204-231.

griffen und praktischen Machtverhältnissen auf; sie deckt die politischen Implikationen von Sinninstitutionen auf und eröffnet so einen Raum für spezifische politische Strategien rings um diejenigen sozialen Teilungen, deren uneingestandener ausschließender Charakter sichtbar geworden ist. Dass sich Dekonstruktion als Denkform auf eine solche Weise „konkretisieren“ lässt, bedeutet nicht, dass sie selbst schon eine ausformulierte und gehaltvolle politische Theorie wäre. Aber sie bietet einen Ansatzpunkt für „eine radikale Neuformulierung des allgemein gebräuchlichen Politikbegriffs“.³¹ Denn sie kann zeigen, dass politische Fragen und ethische Verantwortlichkeiten auch schon auf der Ebene der Bedeutungen, der Sinnzuschreibungen und Identitätskonstitutionen entstehen und nicht erst auf der Ebene kollektiven Handelns. Ihr „tiefes“, grundsätzliches Verständnis von der Institutionalität des Sinns und von der Sinnproduktion durch Institutionen macht sie zu einem kämpferischen Denken angesichts derjenigen Formen und Verkörperungen des Sinns, deren Gewalt verborgen bleibt. Darin ist sie „nicht neutral“,³² sondern ein Einspruch gegen repressive Bollwerke der Bedeutung.

Literatur

- Bonacker, Thorsten: „Jacques Derrida: Die politische Theorie der Dekonstruktion“, in: André Brodocz/Gary S. Schaal (Hg.), Politische Theorien der Gegenwart II, Opladen 2001: Westdeutscher Verlag (UTB), S. 129-159
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991
- Butler, Judith: „Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: dies./Seyla Benhabib/Nancy Fraser/Drucilla Cornell: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 1993, S. 31-58
- Butler, Judith: „The Question of Social Transformation“, in: dies., Undoing Gender, London, New York: Routledge 2004, S. 204-231
- Cornell, Drucilla: Beyond Accommodation: Ethical Feminism, Deconstruction, and the Law, London, New York: Routledge 1991
- Cornell, Drucilla: The Philosophy of the Limit, London, New York: Routledge 1992

31 Jacques Derrida: „Politik und Freundschaft. Ein Interview mit Michael Sprinker (1993)“, in: Henning Böke/Jens Christian Müller/Sebastian Reinfeldt/Thomas Laugstien (Hg.), Denk-Prozesse nach Althusser, Hamburg: Argument 1994, S. 103-162, hier: S. 137. Vgl. A. Niederberger: „Zwischen Ethik und Kosmopolitik“ und das einleitende Kapitel („Autonomie und Heteronomie der Politik“) des Frankfurter Arbeitskreises für politische Theorie & Philosophie in: ders. (Hg.): Autonomie und Heteronomie der Politik. Politisches Denken zwischen Post-Marxismus und Poststrukturalismus, Bielefeld: transcript 2004, S. 1-31.

32 J. Derrida: „Positionen“, S. 180.

- Critchley, Simon: *The Ethics of Deconstruction: Derrida & Levinas*, Oxford: Blackwell 1992
- Derrida, Jacques: „Gewalt und Metaphysik. Essay über das Denken Emmanuel Levinas“ (1964)“, in: ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1972, S. 121-235
- Derrida, Jacques: *Grammatologie* (1967), Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974
- Derrida, Jacques: „Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houbchine, Guy Scarpetta (1971)“, in: ders., *Positionen. Gespräche mit Henry Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houbchine, Guy Scarpetta*, Wien: Passagen-Verlag 1986, S. 83-184
- Derrida, Jacques: „Women in the Beehive: A Seminar (1984)“, in: Alice Jardin/Paul Smith (Hg.), *Men in Feminism*, London, New York: Routledge 1987, S. 189-203
- Derrida, Jacques: „Signatur Ereignis Kontext (1972)“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 291-314
- Derrida, Jacques: *Gesetzeskraft. Der „mystische Grund der Autorität“* (1990), Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991
- Derrida, Jacques: „Politik und Freundschaft. Ein Interview mit Michael Sprinker (1993)“, in: Henning Böke/Jens Christian Müller/Sebastian Reinfeldt/Thomas Laugstien (Hg.), *Denk-Prozesse nach Althusser*, Hamburg: Argument 1994, S. 103-162
- Derrida, Jacques: *Privileg. Vom Recht auf Philosophie I* (1990), Wien: Passagen-Verlag 2004
- Frankfurter Arbeitskreis für politische Theorie & Philosophie (Hg.): *Autonomie und Heteronomie der Politik. Politisches Denken zwischen Post-Marxismus und Poststrukturalismus*, Bielefeld: transcript 2004
- Gasché, Rodolphe: *The Tain of the Mirror: Derrida and the Philosophy of Reflection*, Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1986
- Haverkamp, Anselm (Hg.): *Gewalt und Gerechtigkeit: Derrida – Benjamin*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994
- Kern, Andrea/Menke, Christoph: *Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002
- Kern, Andrea/Menke, Christoph: „Einleitung: Dekonstruktion als Philosophie“, in: dies. (Hg.), *Philosophie der Dekonstruktion*, S. 7-14
- Kerner, Ina: *Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus*, Dissertation, FU Berlin 2006
- Levinas, Emmanuel: *Totalité et infini: essai sur l'extériorité* (1961), Paris: LGF 1974
- Luhmann, Niklas: „Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung (1995)“, in: ders., *Aufsätze und Reden*, hg. v. Oliver Jahraus, Stuttgart: Reclam 2001, S. 262-296

- Menke, Christoph: „„Absolute Interrogation“ – Metaphysikkritik und Sinnsubversion bei Jacques Derrida“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 97 (1990), S. 351-366
- Menke, Christoph: Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991
- Menke, Christoph: „Können und Glauben. Die Möglichkeit der Gerechtigkeit“, in: ders./A. Kern (Hg.), *Philosophie der Dekonstruktion*, S. 243-263
- Niederberger, Andreas: „Zwischen Ethik und Kosmopolitik: Gibt es eine politische Philosophie in den Schriften Jacques Derridas?“, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 27 (2002), S. 149-170
- Rorty, Richard: „Philosophy as a Kind of Writing: An Essay on Derrida (1978)“, in: ders., *Consequences of Pragmatism (Essays: 1972-1980)*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1982, S. 90-109
- Rorty, Richard: „Is Derrida a Quasi-Transcendental Philosopher?“, in: *Contemporary Literature* 36 (1995), S. 173-200
- Scott, Joan: *Gender and the Politics of History*, New York: Columbia University Press 1987
- Sonderegger, Ruth: Für eine Ästhetik des Spiels. Hermeneutik, Dekonstruktion und der Eigensinn der Kunst, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000
- Stäheli, Urs: *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*, Weilerswist: Velbrück 2000
- Störmer, Fabian: *Hermeneutik und Dekonstruktion der Erinnerung. Über Gadamer, Derrida und Hölderlin*, Paderborn, München: Wilhelm Fink Verlag 2002
- Vismann, Cornelia: „Das Gesetz ,DER Dekonstruktion““, in: *Rechtshistorisches Journal* 11 (1992), S. 250-264
- Vismann, Cornelia: *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 2000
- Weber, Samuel: *Institution and Interpretation*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1987
- Wellmer, Albrecht: *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985
- Wheeler, Samuel C. III: *Deconstruction as Analytic Philosophy*, Stanford: Stanford University Press 2000